

# Unterhaltungs-Beilage

## des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 150.

Freitag, 1. Juli

1927.

(3. Fortsetzung.)

### Eine Nacht im Russischen Klub.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Lisbeth Dill.

Bianca setzte sich.

„Ich bin erschlagen . . . Marga . . .“

„Auch bei den anderen Verwandten hatte es große Veränderungen gegeben, aber keine Verbesserungen, den Frauen war der Mann gestorben oder gefallen, die Familie war fortgezogen oder verarmt . . . Wir halten keine Familientage mehr ab, wir können keine Reisen mehr machen. Ich bin seit meiner Hochzeit noch nicht herausgekommen, außer auf die Güter der Verwandten in der Mark. Nie unter diesem Himmelsstrich heraus! Immer dieselben hohen Kiefernwälder, immer Grunewaldseen, immer der benzinverpestete Tiergarten und das enge kühle Potsdam . . . Wie hab' ich dich beneidet . . . Bianca . . .“

„Um was?“

„Um deinen Mut, dich loszumachen von allem . . . Du bist nun frei!“

„Solange mir das Geld nicht ausgeht“, sagte Bianca trocken . . . „Und dafür muß ich sorgen.“

„Geld? Wie macht man Geld? Ich sinne darüber nach zum Verrücktwerden, Bianca . . . Ich hab' Taschentücher gestickt für Verwandte, habe Wäsche genäht für Vereine, meine Bilder kaufe mir ja niemand mehr ab. Ich bin zu Lampenschirmen herabgesunken. Ich male jetzt Lampenschirme . . . Aber auch sie gehen nicht mehr. Nur die Handwerker verdienen noch Geld. Ich beneide die Marktfrauen, man drückt ihnen Geld in die Hand, sie kommen heim mit gefülltem Portemonnaie, meines ist immer leer.“

„Weshalb haltet ihr euch denn auch in dieser engen Wohnung zwei Leute, Kleines?“

„Die Köchin halten wir zur Bedienung der Amme, nicht meinetwegen.“

„Und die Amme?“

„Ist ein Drache, der hier den Ton angibt. Die bleibt nicht allein. Das sagt sie mir jeden Tag. Sie weiß, daß wir sie nötig haben, bis der Junge über die Zähne hinaus ist. Er ist sehr zart, ein Kriegskind . . . Ich war nervös damals, und wir waren alle unterernährt —“

„Und wie findet sich Fedor in alles?“

„Er ist zufrieden . . .“

„Zufrieden war er immer. Im Kadettenkorps, in seiner Kaserne, im Manöver, im Schützengraben sogar . . .“

„Ist das ein Fehler in deinen Augen?“

„Im Gegenteil . . . aber lassen wir Fedor, du interessierst mich mehr . . . Wo sind deine Bilder hingekommen? Du hattest doch mal einen kubistischen Salon . . .“

„Ach, die Bilder!“ Aber Margas feines zartes Gesicht zog eine Wolke . . . „Die sind alle droben —“

„Im Himmel?“

„Ja, im Himmel . . . beerdigt . . . Alles . . . Meine Palette hab' ich gestern verbrannt, den Malkasten, die Farben, die ganze Kunst und so weiter . . .“

„Weil du ein Kind hast?“

„Nein, weil mein Talent . . . weicht du . . . es ist mit dem Malen nicht wie mit dem Schwimmen . . . man muß es weiter studieren, nie rasten, und ich habe ja vier

Jahre nicht mehr malen können . . . Bei Mama hatte ich keinen Platz und im Krieg keine Stimmung . . . Fedor stand draußen, da verging mir alles —“

„Liebt ihr euch immer noch?“

„Immer noch, wie das klingt! Das wäre eine erbärmliche Liebe, die an der Not zerbräche . . .“

Bianca legte den Arm um die Freundin. „Du hast eigentlich recht viel! Einen Mann, den du liebst, ein ruhiges Haus am Wald, ein gesundes Kind . . .“

„Ja, ja, aber was ist alles darüber in Trümmer gegangen!“

Marga schaute vor sich hin . . . Sie war immer noch sehr hübsch mit dem blassen, feinen, klugen Gesicht, aber ein bitterer Zug begann sich schon um den schönen Mund zu graben.

„Wieviel Gehalt habt ihr?“ fragte Bianca.

„Wieviel hat dein Reiselied gekostet, Bianca?“

„Dieses Complet? Das weiß ich nicht mehr . . . Ich behalte nie die Preise meiner Kleider . . . ich kaufte es unterwegs in Nizza . . . es war sehr billig . . . Vierhundert ungefähr . . .“

„Von vierhundert Mark müssen wir Miete und Steuern, Kleider und Dienstboten und den ganzen Kram, den man Leben heißt, bezahlen . . .“

„Von vierhundert Mark? Das ist unmöglich, Kleines, das wird ein Irrtum sein.“

„Leider nicht.“ „Und ihr lebt davon?“

„Ja, aber du siehst ja, wie. Auf dem Markt frage ich mich, ob ich ein Pfund Äpfel kaufen darf zum Frühstück, an Schokoladengeschäften drehe ich rasch den Kopf nach der anderen Seite . . . Neue Kleider? Ich lebe nur von meinen alten Fahnen, die ich färbe, wende und auf Neu zurecht stücke, ich lackiere alte Strohhüte, stecke sie mir neu auf. Selbst meine Handschuhe nähe ich mir, dem Jungen mache ich alles selbst . . . und ich würde mich nicht beklagen, aber ich komme zu nichts anderem mehr. Ich habe Stunden gegeben, es kamen auch ein paar Schülerinnen, aber sie blieben bald fort, der weite einsame Weg schreckt jeden ab . . . Und das, was mich am meisten drückt, sind unsere Schulden —“

„Schulden? Fedor macht Schulden?“

„Für meine Krankheit. Ich hatte nach der Geburt immer Stiche im Rücken und Temperatur; ich mußte eine Liegekur machen, die Ärzte, und dann die Zeit im Krankenhaus, als der Junge kam. Alles hat viel gekostet, daran zahlen wir heute noch ab . . . Ein ganzes Jahr hab' ich uns, als Fedor keine Stelle hatte, mit dem Verkauf meiner Bilder erhalten . . . sie gingen gut ab, ein Händler verkaufte sie mir an Ausländer, aber das ist vorbei . . . und ich sehe keinen Ausweg mehr.“

„Und dein Mann?“

„Er kann auch nicht mehr als arbeiten. Seine Stellung verbraucht ihn. Ich darf ihm nie mit Klagen kommen. Du mußt dich einfügen in die neue Welt, heißt es. Er hat sich auch hineingefunden in manches, was er sich früher nicht hätte träumen lassen. Freundsinnen hat man nicht mehr, wenn man niemand einladen und logieren kann. Wem soll ich meine Sorgen anvertrauen?“

Und zu wissen, so wie mir, geht's fast allen, die einmal zu uns gehört haben . . . Was ist aus unseren Männern geworden? Kleine Bankbeamte, die man über die Achseln ansieht, Agenten, die häufleren gehen, die Verträge in der Mappe, die man an der Tür abweist . . . Die Begabten arbeiten für einen Hungerlohn irgendwo in der Industrie, mit der würgenden Angst, morgen abgebaut zu werden . . .

Es geht so nicht weiter . . . ich fühl's, irgend etwas bereitet sich vor, ich breche aus . . . die Enge macht mich toll

Bianca strich der Freundin über das weiche, dunkle Haar . . .

Marga kniete auf dem Teppich. Den Kopf in die Hände gestützt, sah sie in das Feuer mit verdüsterten Augen.

„Heute bei der Vermietfrau . . . eine Lust zum Erstiden, ein Hinterzimmer mit Dienstmädchen in nassen Regenmänteln und alles so grau, so niederdrückend, dieses Feilschen um Geld. Ich kann ja keinen anständigen Lohn zahlen, muß nehmen, was ich bekomme, wer sich herabläßt, bei mir zu dienen, fragt mich — das Mädchen sitzt, ich stehe vor ihr — sie stellt die Bedingungen, ich wage nicht zu fragen und was geben Sie mir dafür, was können Sie? . . . Es ist eine Gnade für mich, wenn eine sich herabläßt, es einmal zu versuchen, auf vier Wochen. Da ist's über mich gekommen wie ein Ekel vor dieser neuen Welt, und ich bin gegangen, ohne jemand zu mieten, und ich ging in das Museum und hab' mir Bilder angeschaut. Ich habe mich hingeseht und geschaut, mich sattgetrunken an diesen Linien, diesen Farben! Dann bin ich zu einer ganz modernen Ausstellung gefahren, ich habe ja solange nichts mehr gesehen . . . ich ging dort umher, wie in einem Irngarten. Alle diese Bilder, die mir einmal unverständlich waren, heute hab' ich sie verstanden, Gesichter, mit zwei Augenbrauen nur, Musik, ein paar Wellenlinien, wie Muscheln, dreieckige Kagen, zusammengebrängt auf einem Baum, eine lesende Frau mit Pagenkopf in einem karoten Kleid . . . nur aus schwarzen Strichen — und die ganz neuen, die „Studien zur Sachlichkeit“ . . . hingepinselte Vorstadtbilder, rührend treu gemalt. Ich habe nur dagestanden und alles verschlungen. Und ich muß auch wieder dahin kommen, daß ich meine Staffelsei aufstelle, irgendwo, und wenn ich Bilder male, die mir keiner abnimmt, so male ich für mich . . . aber ich muß die Ellenbogen frei haben, muß Leute haben, die mein Haus versorgen und das Kind. Und dazu muß man Geld haben. Nie würde ich jemand um Geld bitten, nie. Du hast das, was du brauchst, und die Ansichten der Menschen über das, was man braucht oder nicht braucht, sind verschieden . . . Du brauchst fließendes Wasser, das Bad morgens, den Teetisch am Bett, Toiletten und Auto, ich brauche nur Ruhe, um arbeiten zu können, nur vier Wände, in denen ich allein bin. Was würdest du an meiner Stelle tun?“ Marga stützte die Arme auf die Knie der Freundin. „Du hast noch immer einen Rat für mich gesucht. Kannst du mir helfen? Ich will nichts geschenkt und nichts geliehen haben, was ich doch nie zurückgeben könnte, ich will niemand etwas schuldig bleiben . . . nicht der besten Freundin, auch nicht dir . . .“

„Marga, die Lösung ist sehr einfach.“

Bianca stand auf und ging im Zimmer hin und her und blieb vor der Vitrine stehen: „Gib mir den Schlüssel zu dem Schrank.“

„Zu der . . . Vitrine?“

„Ja . . .“

„Der Schrank ist verschlossen.“

„Und der Schlüssel?“

„Hat mein Mann . . .“

„Wie sonderbar . . . vor wem verschließt er alles?“

„Die Sachen gehören ihm alle, und er behauptet, ich verstehe nichts von Antiquitäten . . .“

„Womit er wohl recht haben mag?“

„Mag sein . . . Mir wären neue Bezüge meines Salons viel lieber . . . die sind verschliffen, ich schäme mich vor meinen Bekannten . . . und sonst habe ich auch so vieles nötig. Solche verschlossenen Kostbarkeiten reizen nur . . .“

„Von wem habt ihr das Stück?“

„Die Dose? Die hat Fedor von seiner Tante geerbt, das einzige Erbstück übrigens, das er bekam, ein Geschenk des Zaren an seine Urgroßmutter, das bisher in der Familie umherwanderte wie der ewige Jude . . . Keiner wollte es behalten. Es klebt etwas an ihm . . . Man hatte Angst vor ihm . . . wie vor einem Menschen.“

„Wenn diese Steine der Dose echt sind, — aber das kann ich nicht so beurteilen, so ist sie mehr wert als deine gesamte Einrichtung —“

„Die Dose? . . . Ach, Bianca!“

Die Amme trat ein, wuchtig und massiv, sie hatte eine weiße Schürze vorgebunden und fragte mürrisch: „Soll ich die Heringe puzen, oder was essen wir heute abend?“

„Ja, puzen Sie sie, bitte . . . Arme Bianca, triffst es zu schlecht, ich hab' über den Bildern ganz vergessen, Abendbrot zu besorgen. Und nun sind die Geschäfte geschlossen . . . Du bist so verwöhnt . . .“

„Laß das jetzt alles. Sag' mir lieber, ob du sicher bist, daß das dieselbe Dose ist, die der Zar Fedors Urgroßmutter schenkte?“

„Das stimmt. Fedor sagt es.“

„Dann hast du ein Vermögen in Händen! Das ist ja kein Leben, was ihr beide führt . . . du bist jung, begabt und verkümmert hier in dieser modrigen Ecke.“

„Und was soll ich tun?“

„Die Dose verkaufen!“

„Um Gottes willen, Bianca! Sprich nicht von der Dose! . . . Er gibt sie nicht her, niemals! Es hängt etwas mit ihrem Besitz zusammen . . . deshalb hält er sie verschlossen . . .“

„Was hängt damit zusammen?? Aberglaube?“

„Es heißt, sie brächte Unglück dem, der sie an sich nimmt . . .“

„An sich nimmt? Was heißt das? Hat sie euch Unglück gebracht?“

„Nein, wir haben sie auch erst drei Wochen im Haus. Tante Amalie gab sie Fedor, ehe sie starb . . . Fedors Urgroßmutter bekam sie als junge Frau . . . vom Zaren . . . für was? weiß ich nicht . . . Sie war Hofdame in Rußland . . . es ist eine dunkle Geschichte . . . Sie hatte die Dose keine drei Tage im Haus, als ihr Mann sich erschöß . . .“

„Begen der Dose?“

„Ich weiß es nicht, es ist Familiengeheimnis.“

„Lächerlich . . .“

„Hör' weiter, Bianca! Fedors Urgroßmutter schenkte die Dose ihrer Tochter. Die Tochter erkrankte an Typhus und starb. Die Dose bekam ihre jüngste Schwester, die brachte sie zurück, sie wollte sie nicht im Hause haben, eine Zigeunerin hatte ihr Gefahr von einer Tabatière gewahrhaft . . . Ihr Bruder nahm sie und verunglückte auf der Jagd . . . Dann erbte sie Tante Amalie. — Aber sie war sehr abergläubisch und schenkte sie Fedor, der sie bei ihr bewunderte.“

„Und so kam die Dose ins Haus?“

„Ja.“

Die Prinzessin schaute die Dose an, wie gebannt. Sie puzte ihr Einglas. „Bist du nicht abergläubisch, Marga?“

„Nein, ich lache über solche Geschichten und Fedor erst recht.“

Bianca untersuchte das Schloß der Vitrine. „Schade, daß man sie nicht in der Nähe betrachten kann . . .“

Die Edelsteine, die sich um das Familienwappen und eine Fürstenkrone rankten, waren bis zur Unkenntlichkeit verstaubt. Man konnte ihren Wert nur annehmen, aber nicht abschätzen . . .

Es kamen Schritte durch den Garten, die Gartentür klirrte, die Haustür wurde aufgeschlossen. Auf der Treppe klangen rasche Schritte.

„Das ist Fedor . . .“

„Ja, und?“

„Er wird erschrecken . . . dich zu sehen . . .“

„Nun, immerhin. Er wird davon nicht sterben . . . mein Anblick tötet nicht.“

„Versprich mir, Bianca . . . Kein Wort davon, daß ich dir geschrieben habe . . . nichts von der Tabatière . . . wir sprechen noch darüber . . .“ Und sie eilte hinaus.

(Fortsetzung folgt.)

## Mutter.

Du schreitest durch der Zeiten Strom  
Und hältst zum Segnen stets die Hand.  
Wie mildes Licht in einem Dom,  
Erstrahlt dein Blick, uns zugewandt.

Und wo ein Schmerz die Brust durchwühl,  
Reichst du des Trostes starken Wein.  
Dein Mutterherz erkennt und fühlt  
In dunkler Tiefe jede Pein.

Durch aller Tage Sturm und Drang  
Gehst du uns gnadenreich voran.  
Und immer ist mit sanftem Klang  
Dein Herz dem Kinde aufgetan.

Franz Cingia.

## Erinnerungen an China.

Von D. Feubner.

Schanghai.

In meinem ersten Artikel unter obiger Überschrift hatte ich mit dem geneigten Leser eine flüchtige Wanderung durch Kanton — zu deutsch: die Breite Stadt — unternommen, und bitte ihn nun, mich im Flugzeugtempo auf kurze Zeit nach Schanghai, der wichtigsten Hafenstadt Chinas, zu begleiten. Die Fahrt durch das „Ostchinesische Meer“, die Heimat der Taifune, wollen wir uns schenken und erst an der Mündung des Jangtsiekang mit dem Umschauen beginnen.

Wohl schon ein halbes Duzendmal habe ich die Uhr gezogen und im Anschluß daran Umschau gehalten, um Land zu entdecken. Aber ich sehe nur Himmel und Wasser, und doch hatte mir der Kapitän heute früh geradezu mit agodistischer Gewißheit gesagt, daß wir — d. h. unser Schiff — gegen 12 Uhr mittags in den Jangtsiekang einbiegen würden. Und jetzt war es fast 1 Uhr geworden und noch immer weder Fluß noch Land zu sehen. Zufällig traf ich den Schiffsführer auf dem Vorderdeck und machte ihn höflichst auf die Unstimmigkeit seiner morgendlichen Mitteilung aufmerksam. Wäre ich kein Mensch von der Feder gewesen, hätte ich wahrscheinlich einen gehörigen Anschauzer bekommen, denn diese sitzen bei Kapitänen und Schiffsoffizieren lockerer als reife Birnen am Baum. So aber sah mich der Schiffsgewaltige nur mit einem unsäglich mitleidigen oder besser gesagt verächtlichen Lächeln von oben bis unten an, dann sagte er mit seiner tiefen Basstimme: „Sie Federfuchser wissen nicht, daß sich das Schiff schon seit 12 Uhr auf dem Jangtsiekang befindet? Ist Ihnen der Unterschied in der Wasserfärbung nicht aufgefallen?“ Ich riß Mund und Augen auf und schaute bald über die Reeling ins Wasser, bald in die Ferne, um Land zu entdecken. Endlich stammelte ich: „Ist der Fluß denn so breit?“ — „Wie Sie sehen, ist er ein bißchen breiter als Ihre Oder bei Breslau oder auch der Rhein“, brummte der Kapitän.

Das Schiff stampfte weiter. Es dauerte aber noch eine ganze Weile, ehe die an beiden Ufern sichtbar werdenden Ufer verkündeten, daß wir die See verlassen hatten. Ja, ja, es gibt große Flüsse auf der „kleinen“ Erdkugel!

Doch jetzt hinein in die am Wufung, einem Nebenflusse des Jangtsiekangs, liegende Stadt, und zwar gleich in den Chinesenteil, weil dort interessantere Beobachtungen zu machen sind als in dem Europäerviertel.

Zunächst haben wir wieder Gelegenheit, die außerordentliche Geschicklichkeit der Chinesen in künstlichen Handarbeiten und die fabelhaft billigen Preise der teilweise märchenhaften Gegenstände zu bewundern. Schanghai ist besonders berühmt wegen seiner Schnitzereien in Eisenbein, Holz, Bambusrohr und selbst Obstkernen, von denen in den Läden allerliebste Proben zum Kauf angeboten werden. Für einen einzigen Schilling erstehen wir ein wunderhübsches Damenarmband, das eigentlich mit Gold hätte aufgewogen werden müssen. Es besteht aus zwölf sehr kleinen Pfirsichkernen, die in Form von chinesischen Booten geschnitten, deren Fenster man öffnen und die darin sitzenden Personen sehen kann, deren Köpfe nicht größer sind als Hirsekörnern. Zwischen diese Pfirsichkerne sind Kirschkerne gereiht, als Köpfe in grotesker Form geschnitten, und in der Mitte des Armbandes hängt eine kleine Wallnuß von zierlich durchbrochener Arbeit, die bestimmt ist, Parfümerien aufzunehmen. Fürwahr ein Kunstwerk, das bei uns in solcher Ausführung wahrscheinlich mehr kosten würde als eine gewöhnliche Goldspange.

Wir gehen weiter, bis uns eine große Menschenansammlung veranlaßt, stehen zu bleiben, was viel weniger unliebsames Aussehen erregt als dies früher in Kanton der Fall war, wo man als Europäer eigentlich immer für sein Leben fürchten mußte.

Als es uns endlich gelingt, einen Blick in den Menschenkreis zu tun, sehen wir folgendes Bild: Zwei Gassenmengen entzieren einen Tierweikampf, aber nicht etwa zwischen zwei Stieren wie in Spanien oder zwischen Hähnen wie in Zentral-Amerika, sondern — zwischen zwei ganz gewöhnlichen Ackergrillen. Diese sitzen in einer Blechpfanne und werden von den rohen Buben so lange gestört und gereizt, bis sie zwei Raubtiere sich anfallen und nicht eher voneinander ablassen, bis das schwächere Tierchen seinen Grillengeist aufgibt. Am liebsten hätte ich nach Schluß des Tierkampfes die Blechpfanne genommen und den Bengeln um die Ohren gehauen, selbst auf die Gefahr hin, wie ein neuer Droscheus die Steine hinter mir lebendig werden zu sehen. Aber — aber — doch lieber nicht.

Wir gehen weiter und gelangen bald an einen kleinen, freien Platz, auf dem eine ganze Anzahl enger Gäßchen mündet. Fast in der Mitte des Rondels steht ein starker Mann in schneeweißem Anzug, der ihn sogleich als Koch erscheinen läßt. Ein solcher ist es auch. Vor sich hat er eine eiserne Schüssel, über die ein nach oben gewölbtes Drahtnetz gespannt ist, das er ab und zu lüftet, um etwas darunter zu schieben; dann verabsolot er der harrenden Menge Portion auf Portion. Aber was? Hier müssen wir unbedingt unsere Neugierde befriedigen; denn es scheint sich zu lohnen. Als es endlich gelingt, näher an den Kochkünstler heranzukommen, können wir folgendes beobachten: Neben dem Manne stehen drei bis oben angefüllte Säcke, in denen es verdächtig krabbelt und krabbelt. Was mögen sie enthalten? Unsere Geduld wird auf keine harte Probe gestellt; denn der Koch hebt jetzt mit der linken Hand das Netz über der mit siedendem Öl halbgefüllten Schüssel an einer Seite hoch, greift mit der rechten in einen der Säcke, entnimmt diesem eine Faust voll kleiner Tiere, schiebt sie blitzschnell unter das Netz und deckt die Schüssel mit dem Drahtkorb sofort wieder zu. In dem tosenden Öl entsteht jetzt ein entsetzliches Durcheinander; denn rote, gelbe und grüne Heuschrecken sind es, die der siedenden Flüssigkeit überantwortet wurden. Vor Schreck über den jähen Wechsel hüpfen oder fliegen die Tierchen hoch, um aus der Hölle zu entweichen, stoßen aber an das Drahtnetz, fallen wieder zurück, sind im nächsten Augenblick getötet und wenig später goldbraun geröstet, wie ein Pfannkuchen. Sobald sie der Koch für „gut“ hält, entnimmt er auf einer Siebkelle die knusprigen Brätchen dem Öl und wirft sie in einen bereitstehenden Korb zu ihresgleichen. Nun werden die hungrigsten und zubringlichsten der herumstehenden Chinesen zunächst bedient, was auf folgende Weise geschieht: der Koch reißt von einem Krautkopf ein Blatt ab, entnimmt dem Korb eine Anzahl der gerösteten Heuschrecken, verteilt sie auf dem Krautblatt und wickelt dieses zu einer groben „Zigarre“, die er dem Nächststehenden für 3 Kashi (½ Pfennig) reicht, der sie mit einigen Bissen gierig verschlingt. Den Chinesen wäre also vermutlich die Heuschreckenplage der Ägypter zur Zeit der Kinder Israels keine Plage, sondern „Simmelfleisch“ gewesen, mit dem sie sich längere Zeit genährt hätten. Das Wasser läuft uns im Mund zusammen!

Als unsere Neugierde befriedigt ist, gehen wir weiter, um einer neuen Schauvorstellung beizuwohnen; denn überall gibt es in Schanghai etwas zu sehen. Aber für weiße Mäuse, Kartentunstüde ausführende Vögel, gelehrte Hunde usw. interessieren wir uns nicht sonderlich, denn das alles gibt es auch bei uns in Deutschland. Aber halt! dort der Mann mit dem großen Zuschauerkreis muß doch wohl etwas Besonderes können. Überzeugen wir uns von seiner Kunst. Was macht er eigentlich? Vor sich hat er ein nasses Brett, auf das er einige Tropfen schwarzer Tusch spritzt und dann von allen Seiten so lange in diese hineinbläst, bis durch Ausbreiten allerlei Tiere, Vögel oder Blumen daraus geworden sind. Ganz reizend!

Besuchen wir schnell noch ein chinesisches Leihhaus, um uns davon zu überzeugen, was der Sohn des Reiches der Mitte alles versteht: da sind Anzüge, vom Mandarin abwärts bis zum zerklumten Gewande des Kulis, jedes numeriert mit dem Datum, unter dem es deponiert worden und dem Betrag der darauf geliehenen Summe. Andere Räume enthalten Teller, Töpfe, Kohlenbeden, Messer, Chopstids (jene kleinen elfenbeinerne Stäbchen, deren man sich zum Essen bedient), Stühle, Tische, kurz also nur denkbaren Haus- und Luxusartikel, selbst kleine tragbare Altäre mit eingerechnet. Ja sogar vor ihren Göttern haben die Chinesen so wenig Respekt, daß diese oft ins Leihhaus wandern müssen.

Zum Schluß betrachten wir uns noch ein großes Gebäude — aber nur von außen, denn sein Inneres könnte uns wohl Ekel und Unwohlsein verursachen, ist es doch dazu bestimmt, den in Bündeln von Lumpen gewickelten Leichen kleiner Chinesenkinder als Depot zu dienen. Wie lange — wissen wir nicht!

## Neue Bücher

\* Paul Steinmüller: „Krankentrost“. (Verlag von Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.) Den geheimen Quellen des Lebens nachzuspüren, ist dieses Dichters Art. Echtheit und Wahrhaftigkeit, Innigkeit des Gefühls und die Kunst feinsinniger Seelendeutung geben seinem Schaffen Rang und Gewicht. Man hört die Stimme eines Aufrechten, Klaren und in sich Geseftigten, der unberührt blieb von den Wirkungen der unruhigen Zeit; der mit lebendigstem Empfinden doch die Schicksale der Mitmenschen, ihre ewigen Nöte, Sorgen, Freuden und Hoffnungen erfühlt und ihnen Ausdruck verleiht, aus der Geschlossenheit des eigenen Wesens wirkend als Führer, Helfer und Tröster. Die starke, überzeugende Fähigkeit feilischer Führerschaft und spürbarer Lebensdeutung erklärt den auch äußerlich bedeutenden Erfolg der weitverbreiteten, gemüssermaßen als weltliche Andachtsbücher geltenden Schriften Steinmüllers. Auch sein „Krankentrost“ birgt in schmalein Raum eine Überfülle tiefer und wertvoller Gedanken; in edler Sprache, warmherzig und mit liebevollem Verstehen offenbart sich hohes Menschentum eines Dichters, den man als Gefährten stiller Stunden immer wieder gern zu sich laden wird. 1s.

\* Caesar Georg Haefeler: „Was aber sagt der Akt?“ Gedichte. (Dioskuren-Verlag, Wiesbaden.) Der Verfasser, der sich in der literarischen Welt bereits einen Namen gemacht hat, schrieb einmal: Es gibt auf der ganzen Welt keine Religion, die nicht ausschließlich ihre Aufgabe darin gesehen hätte, ihr Heiligstes, den Akt, dem Schmutz des Alltags, dem Gespött der Lächerer zu entziehen. Im Sinne dieser Worte behandelt Haefeler als Dichter das Mysterium der Zeugung, dessen zentrale Stellung im Getriebe des Kosmos niemand bezweifeln kann. Dabei gefällt er sich nicht etwa in der Rolle des Priesters, der einen Kultus zelebriert und den Kern der Sache mit verschwommenen Worten umnebelt. Wie ein Kämpfer stellt er sich vielmehr breitbeinig auf die Schwelle seines Tempels und teilt gegen die Anreifer wohlgezielte Hiebe aus. Es herrscht fast etwas wie Simplicissimusgeist in den herzerfrischend kräftigen Versen. Doch auch Worte voll hoher Schönheit findet der Dichter, wenn er das Zeugungswunder allen denen begreiflich machen möchte, die von einem tierischen Vorgang reden. Trotz ihrer Leidenschaftlichkeit bleibt die Sprache stets scharf, die Form ist klar, der Ausdruck männlich. Dieser geharnischten Prosa fehlt jede Süßlichkeit. Die Kreiszeichnungen von Jan Nils erreichen dem Buch zur Zierde. Sie begleiten dieses Hohenlied der Liebe wie eine zarte Instrumentierung und schmiegeln sich mit ihrer Mischung von Sarkasmus, Nostalgik und Symbolik dem Text trefflich an. W. W.

\* Ricarda Huch: „Der Fall Deruga.“ (Verlag Ullstein, Berlin.) Ein Kriminalroman, aber freilich von anderer Sorte als die gewöhnlichen Detektivgeschichten — denn er ist von einer Dichterin geschrieben. Ricarda Huchs große Kunst führt den Leser durch die seltsamen Irrgänge eines merkwürdigen Prozesses. Aber, wer tiefer sieht, findet viel mehr, als die glänzende Darstellung und Auflösung eines ungewöhnlichen Kriminalfalles.

\* Peter Volt: „Braut Nr. 68.“ (Verlag Ullstein, Berlin.) Auf einem „Frauenshiff“ beginnt dieser Roman — auf einem Schiff, das, abgesehen von der Besatzung, nur Frauen an Bord hat. Es bringt seine kostbare Ladung nach Australien, wo man zu jener Zeit vielleicht (wenn man viel Glück hatte und nicht vorher verdurste) Gold finden konnte — niemals aber eine europäische Frau. Zwischen diesen Goldsuchern und Kolonisten spielen sich aufregende, unerwartete Ereignisse ab. Ein richtiges Abenteuerbuch mit der ganzen Buntheit und Fülle der Vorgänge, aber auf eine neue und geistreichere Art behandelt.

\* Ernst Toller: „Justiz“, Erlebnis. (E. Laub'sche Verlagsbuchhandlung G. m. b. H., Berlin W. 30.) Ernst Toller bringt hier als Anklage- und Rechtfertigungsmaterial teils eigene Erlebnisse aus 5 Jahren Kiederschönfelder Haft, teils Erfahrungen von Leidensgenossen und Wiedergaben amtlicher Dokumente.

\* Frank Harris: „Die Bombe“, Roman. Autorisierte Übertragung von Antonina Vallentin. (E. Laub'sche Verlagsbuchhandlung G. m. b. H., Berlin W. 30.) Frank Harris ist in Europa vor allem durch seine Arbeiten über Oscar Wilde und seine eigene Lebensgeschichte bekannt geworden. Sein Hauptwerk, der große Anarchistenroman „Die Bombe“, wird nunmehr erstmalig dem deutschen Publikum vorgelegt. Thema des Werkes ist jene mysteriöse Bomben-

explosion im Chicago der Jahre 1885/86. Harris führt mitten hinein in die Vorstellungswelt von Arbeitern und Unternehmern jener Zeit und charakterisiert in einer Reihe glänzend geübener Typen ein Stück sozialen Lebens. Die Erzählung der Liebesgeschichte des Helben mit einem blutvollen, besinnlichen Mädel schließt sich wie ein anmutiges Arabeskenwerk durch die Begebenheiten.

\* Alfred Döblin: „Der Feldzeugmeister Cray“, „Der Kaplan“. (Band 141 der Weltgeist-Bücher, Verlagsgesellschaft m. b. H., Berlin-Charlottenburg 2.) Die Geschichte des Kaplans, dem ein Abenteuer in der Großstadt zum Erlebnis und zum unentrinnbaren Schicksalsweg wird, ist mit der gleichen Überzeugungskraft geschrieben, wie die spannende handlungsreiche Erzählung aus der Zeit des 30jährigen Krieges. Hier und dort gewinnt der Leser das weise Lächeln, mit dem der Autor sich und die Welt erkennt.

\* Sven Hedin: „Meine erste Reise.“ (F. A. Brockhaus, Leipzig.) Das Erstlingswerk Sven Hedins bedarf in Deutschland keiner besonderen Einführung. Der große Forscher schildert in seinem Jugendwerk „Meine erste Reise“ die Reise, die er als blutjunger Student nach einem Gebiet unternommen hat, auf dem er später wiederholt in wissenschaftlicher Forschungsarbeit tätig sein sollte. Als Einundzwanzigjähriger verließ er zum erstenmal die Schwedische Heimat und reiste durch Rußland und über die Gebirgskette des Kaukasus nach Batu und von dort nach Persien und Mesopotamien. Der geheimnisvolle Zauber, der sowohl vom Lande Persien als auch von seiner Geschichte ausgeht, erfährt uns von neuem, wenn wir die malerischen Schilderungen lesen, die er von der modernen Hauptstadt Teheran und dem bekannten Schah Nasr-eddin gibt oder von der alten Königstadt Isfahan oder von der Rosenstadt Schiras, der Heimat der gottbegnadeten Sänger Haffis und Saadi, oder wenn wir den Bericht über seinen ersten Aufenthalt in der Märchenstadt Bagdad lesen. Dem Buch ist eine Reihe meisterhaft skizzierten Nachbildungen der Originalzeichnungen Hedins beigegeben.

\* Paul Abt: „Im Banne des Zauberers.“ Unheimliche Erlebnisse in der Südsee. Mit 20 Abbildungen auf Tafeln. (Verlag Strecker & Schröder, Stuttgart.) Paul Abt erzählt in diesen sechs Geschichten Erlebnisse, die so unglaublich klingen, so phantastisch und zum Teil mit Grauen und Schreden erfüllt sind, daß man sie für Ausgeburten einer dichterisch schweifenden Phantasie halten möchte, wenn sie nicht seltsame und furchtbare Wahrheit wären. Der Zauber eines Medizinmannes birgt rätselhaften Tod. Orakelsprüche künden Verderben. Dämonische Kräfte strahlen aus Amuletten und Höhenbildern. Der Europäer taumelt entwirrt durch diese schöne, seltsame und zaubervolle Welt der Südsee.

\* „Pharmazeutisch-chemisches Fremdwörterbuch für Schwestern, Samariter, Pfleger, Krankenpfassenbeamte, Heilgehilfen und Laien“ von Dr. Herm. Apel. (Krüger & Co., Leipzig C. 1) Kurz gefaßt, dürfte dieses die pharmazeutisch-chemischen Fremdwörter erklärende Büchlein als guter Berater begrüßt werden.

\* Ravenssteins Spezialkarte von Süddeutschland. Maßstab 1:300 000. Stichgröße: Ost-West 170 cm, Nord-Süd 126 cm. (Ludwig Ravensstein A.-G., Frankfurt a. M.) Die Karte umfaßt außer den Freistaaten Bayern, Württemberg und Baden, Hohenzollern, Teile von Hessen, Thüringen, Sachsen, Oldenburg (Birtenfeld), Teile der Preussischen Provinzen: Rheinprovinz, Hessen-Nassau, Sachsen, ferner das östliche Saargebiet, schließlich Teile von Elßab-Lothringen und Frankreich, die nördliche Schweiz, Nordwest-Osterreich sowie die westliche Tschechoslowakei. Der Maßstab 1:300 000 gestattet es, die Ortschaften bis zum Weiler herab, ja einzelstehende Gehöfte, Forsthäuser und Mühlen zur Darstellung zu bringen, ohne daß die Klarheit und Übersichtlichkeit der Karte leidet.

\* Pittagalli: „Die Jungfrau von 18 Karat“. Übersetzt von Gagliardi. (Eden-Verlag G. m. b. H., Berlin W. 62.) In diesem Buch des italienischen Humoristen und Ironikers ist nicht der Humor das hervorstechende Merkmal, sondern die mit rücksichtsloser Schärfe behandelte Gegenüberstellung der beiden Frauen, einer Schauspielerin, an die ein Mann mit allen Künsten der wissenden Frau gefesselt ist, von der er sich aber frei macht, angezogen von dem Reiz einer blonden Jungfrau — der Titelheldin —, der er nunmehr verfällt. Mit beißender Ironie wirft Pittagalli grelle Schlaglichter auf die Gesellschaft, und verschiedene Typen, die er mit wenigen Worten charakterisiert, sind originell und meisterlich beobachtet.